



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wagner, Hans: Die Dynastie der Saids in Sansibar

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

erst kürzlich treffend hervorgehoben hat, aus Ausländern. Daß man da vom Staate verlangt, er solle mit allen Mitteln diesem ausländischen, auch sonst lästigen Zudrange steuern, ist begreiflich und zum Teil berechtigt. Das ist aber eine ganz andre Sache, als wenn man in Frankreich und Deutschland Franzosen oder Deutsche, die an sich durchaus zu der Arbeit befähigt sind und den noch so geringen Arbeitsverdienst sehr nötig haben, durch Gesetz von der Konfektionsarbeit mittelbar oder unmittelbar ausschließen wollte. In Frankreich scheint man in den maßgebenden Kreisen auch nicht daran zu denken. Es fragt sich, ob man in Deutschland mit seiner ungleich dichtern und ungleich stärker wachsenden Bevölkerung daran denken kann. Wir unsrerseits stehen nicht an, diese Frage entschieden mit nein zu beantworten. Handelte es sich um die Einschränkung des Angebots der Arbeit von russischen Juden, ausländischen Slawen oder Chinesen, so würden wir ebenso entschieden ja sagen. Deutschen gegenüber ist eine solche zünftlerische Ausschließung ungerecht und unmöglich. Kann aber auch der Staat, wie wir meinen, das Grund- und Hauptübel durch Beseitigung seiner Ursachen mittels gesetzlicher Eingriffe auf gewerberechtlichem Gebiete — von allgemeinen politischen Maßnahmen gegen die Übervölkerung ist hier nicht zu reden — nicht aus der Welt schaffen, so ist doch damit nicht gesagt, daß er nicht trotzdem recht viel thun könne und thun müsse, in diesem besondern Zweige unsers Erwerbslebens eine Reihe besondrer Mißstände und Ausartungen zu unterdrücken oder abzuschwächen, wie wir weiter darzulegen versuchen wollen.



Die Dynastie der Saids in Sansibar

Von Hans Wagner (in Frankfurt a. d. O.)



ie weiten Buchten der Ostküste Afrikas und ihre Anwohner haben für Europa jahrhundertlang nicht bestanden. Sie lagen zu weit ab vom Weltverkehr, und nur höchst selten kam ein Seefahrer hin, wenn er auf der Reise nach Ostindien genötigt war, einen Nothafen aufzusuchen. So blieb das Gebiet von Sansibar ungenannt und unbekannt bis in unser Jahrhundert herein. Erst da begann man sich mit dem idyllischen Eiland am Westufer des Indischen Ozeans und seinen Verhältnissen näher zu beschäftigen, denn die Humanitätsbestrebungen jener Zeiten hatten dort ein wirkungsreiches Feld ihrer Thätigkeit gefunden. Als in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die Westküste Afrikas

von den Holländern für den Sklavenhandel gesperrt wurde, suchte sich dieser mehr und mehr seinen Mittelpunkt in Sansibar. Zwar war die Küste von Mozambique das Hauptausfuhrland für Sklaven, aber die Börse des Menschenhandels war und ist der Zentralhafen für ganz Ostafrika, Sansibar. Dahin wurden alle Transporte von Sklaven gerichtet, um „abgesetzt“ und nach allen Weltgegenden verschickt zu werden.

Um diesem Handel ein Ende zu machen, versuchte England auf den Beherrscher der ganzen ostafrikanischen Küste, den Imam von Maskat und später den Sultan von Sansibar, einen Druck auszuüben. Nun ist nach mohamedanischem Sittengesetz die Sklaverei und damit der Sklavenhandel durchaus legitim. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Araber beruhen auf der Sklaverei, mit ihrer Abschaffung ist der Ruin des Arabertums besiegelt. So gerieten die Sultane von Sansibar, die Saids, in eine schlimme Lage, sie standen gewissermaßen stets zwischen zwei Feuern. Auf der einen Seite drohten die Kanonen der fremden Kriegsschiffe, die zur Unterdrückung des Sklavenhandels entsandt waren, auf der andern Seite mußten sie den Haß ihres Volkes fürchten, das sich durch die europäischen Humanitätsbestrebungen vor den wirtschaftlichen Ruin gestellt sah. So ist die Geschichte der Saids in diesem Jahrhundert ein langes Trauerspiel, ein fortwährender Kampf, sich die Souveränität zu erhalten. Der letzte Akt dieses Dramas spielte in den Tagen vom 25. bis zum 28. August: ein thatkräftiges Mitglied des unglücklichen Hauses, Said Kalid, versuchte sich des Thrones von Sansibar zu bemächtigen, auf den er begründeten Anspruch hatte. Der Staatsstreich schlug fehl infolge des schnellen Eingreifens der Engländer. Es war wohl das letzte Aufflackern des Freiheitsgeistes, ein ohnmächtiger Versuch, die goldnen Ketten, die die schwere Hand des Briten dem Geschlecht der Saids auferlegt, abzuschütteln und das alte Streben dieses unglücklichen Hauses nach einem festgegründeten Besitz zu erfüllen.

Das Gebiet des ehemaligen Sultanats Sansibar steht hinsichtlich seiner Bedeutung für den Weltverkehr noch auf einer sehr niedrigen Stufe, wenn auch sein Name jetzt viel genannt ist. Die Bevölkerung steht in keinem Verhältnis zu der Ausdehnung der Lande, die größte Stadt ist Sansibar mit 80 000 bis 100 000 Einwohnern, auf dem Festlande erreicht kaum eine höhere Bevölkerung als 30 000. Das war einst anders. Vor Zeiten waren dort Stätten echt orientalischer Pracht, wie wir sie aus „Tausend und einer Nacht“ kennen, und die Geschichte ihrer Bewohner entbehrt nicht des Interesses, zeigt sie doch Züge, die an die Thaten der Hanse oder der lombardischen Städte im fünfzehnten Jahrhundert erinnern. Ein reiches, unternehmungslustiges und mannhafes Volk, thatendurstige und hochstrebende Adelsgeschlechter lebten einst dort. Als Vasco de Gama auf seiner Suche nach dem Seewege nach Ostindien 1498 an diese Küste kam, fand er fabelhafte Reichtümer vor. Begeistert schildert er die Pracht der Paläste, den Glanz der zahlreichen Moscheen. Kilwa allein

soll dreihundert Moscheen gehabt haben. Die Bevölkerung zählte nach Hunderttausenden. Heute hat die größte Stadt dieser Küste 30000 Einwohner. Abgesehen von den Erzeugnissen der Plantagenwirtschaft gab es einen vorteilhaften Handel in Guzerateleinwand und in Gold (Sofala). Die Portugiesen machten sich zu den Herren dieser Küste und behaupteten sich zweihundert Jahre. Aber die glänzende Pracht orientalischer Reiche schwand unter ihrer rauhen Hand. Nur zahlreiche Trümmerhaufen und Ruinen, so die Türme der portugiesischen Zwingburg neben dem Sultanspalast in Sansibar, bezeichnen heute noch die Stätten einer einst herrlichen Kultur. Ein friedliches Leben haben die Portugiesen hier nicht geführt. Der unbändige Freiheits Sinn, der die Südaraber auszeichnet, verleugnete sich auch nicht in ihren Stammverwandten in den Kolonien. Ein Ansturm des Islams warf die portugiesische Herrschaft über den Haufen, ein Versuch, sie wieder aufzurichten, mißglückte, und heute fristet sie nur an der Küste von Mozambique ein kümmerliches Dasein. Der Wiedergewinn der Freiheit brachte aber diesen Ländern keinen Segen. Waren sie solange geeint gewesen in dem Haß gegen ihre Unterdrücker, so begann nun ein wilder Kampf der einzelnen Städte um die Herrschaft. Die Geschichte dieser Küste im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert erinnert lebhaft an die der lombardischen Städte in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts: dynastische und handelspolitische Kämpfe füllen sie aus. Hauptsächlich ragt Mombas, das ostafrikanische Venedig, hervor. Seine Dynastie und seine Bürgerschaft waren von mächtigem Unternehmungsgeist erfüllt. Seine Geschichte ist ebenso glänzend wie tragisch, es hat Jahrhunderte gedauert, bis seine Kraft gebrochen war, bis es staatspolitisch und handelspolitisch dem Rivalen Sansibar erlag. Aber die Niederlage war ruhmvoll. In Kämpfen unter sich und mit den mächtigen Seeräubern des Indischen Ozeans verblutete diese Hanse des Südens. So konnte ohne sonderliche Mühe der Imam von Maskat die kleinen Dynastien, deren er sich anfangs nur zum Schutze gegen die Seeräuber angenommen hatte, beseitigen und selbst nach und nach die Herrschaft über die Küstenstädte erringen. Der Dynastie der Zarebiten war die der thatkräftigern Saids gefolgt. Sie legten von Anfang an Gewicht darauf, die Küste von Sansibar fester an ihr Stammland zu knüpfen. 1784 kamen sie in den Besitz von Sansibar, ließen es aber durch Statthalter verwalten. Erst 1837 war die Insel thatsächlich in ihrer Gewalt.

Der damalige Beherrscher dieses ausgedehnten Reiches, das von den Küsten des persischen Golfes bis nach Mozambique reichte, war Said Said, der kräftigste Sproß der Dynastie Abu Saids. Als sechzehnjähriger Jüngling war er 1806 auf den Thron gekommen, aber es gelang ihm bald, trotz seiner Jugend, seinem buntschedigen Reich eine festere Form zu geben. Den Trotz der rebellischen Städte im Süden, die selbständige Republiken sein wollten, brach er, zuletzt — 1837 — bekam er Sansibar in seine Gewalt, und nun

beschloß er, seine Residenz von Maskat nach dieser Inselstadt zu verlegen. In Maskat hatte sein Geschlecht wenig Aussicht, eine große Stellung zu erringen. Fortwährende Kämpfe mit den äußern Feinden seiner Herrschaft, den Persern, und den innern, den arabischen Adelsgeschlechtern, die den Imam nur als primus inter pares dulden wollten, veranlaßten ihn 1840, nach Sansibar überzusiedeln. Erkannte doch der kriegerisch wie politisch gleich hervorragende Herrscher sehr wohl, wie günstig die Aussichten für sein Haus waren, ein großes festländisches Reich in Ostafrika, mit dem Mittelpunkt in Sansibar, zu gründen. Er hat seinen Plan mit Ruhe, aber mit Nachdruck verfolgt. Persönlich bei seinem Volke sehr beliebt, wußte er sich bei seinen ewig unzufriednen Großen in Folge seiner politischen Überlegenheit Achtung zu verschaffen. Auch die Engländer, die unter seiner Regierung ihre „Humanitäts“bestrebungen ins Werk zu setzen begannen, erreichten von ihm nur sehr wenig. 1853 machte er eine Reise nach Maskat, um Regierungsgeschäfte zu besorgen, und blieb drei Jahre dort. Ende des Jahres 1856 wurde in Sansibar gemeldet, eine Anzahl Schiffe mit roter Flagge nahe sich dem Hafen. Die Stadt rüstete sich zum Empfang ihres zurückkehrenden Sultans; sein ältester Sohn, Said Medjid, fuhr ihm entgegen. Aber der Abend brach herein, und des Sultans Schiffe waren noch nicht eingelaufen. Erst am nächsten Morgen erschienen sie auf der Reede — mit schwarzen Trauerflaggen an den Masten: Said Said war einer Verwundung erlegen. In der Nacht aber hatte sich in aller Stille ein kleiner Staatsstreich vollzogen. Als der erbberichtigte Sohn, Said Medjid, in einem kleinen Boot nach langer Irrfahrt das Schiff seines Vaters erreichte, wurde ihm eine große Überraschung zu teil. Einer seiner Brüder, Said Bargasch, hatte den Leichnam seines Vaters in eine Kiste gepackt, war mit ihr nach Sansibar gefahren und hatte dort sofort den Sultanspalast sowie das Haus seines Bruders besetzen lassen, um sich der Herrschaft zu bemächtigen. Nach dem Koran hätte die Leiche dem Meere übergeben werden müssen. Said Bargasch aber hatte sie mit nach Sansibar genommen, weil es arabische Sitte ist, die Erbfolge an der Leiche des Fürsten zu regeln, und er glaubte sich mit dem Besitz der Leiche auch den Besitz des Thrones gesichert zu haben. Nun hatte Said Medjid ein Zufall, nämlich widriger Wind, gehindert, an Bord zu kommen, als Said Bargasch noch da war. So entging er der Gefangenschaft und erklärte sich am nächsten Morgen unter Zustimmung des Volkes zum unabhängigen Herrscher von Sansibar. Sein Bruder Suëni bestieg den Thron von Maskat.

Die Regierung Said Medjids war sehr unruhig. Die verschiedensten Widerwärtigkeiten stellten sich ihm entgegen. Sein Bruder Suëni feindete ihn an, weil er Anspruch auf Sansibar zu haben meinte. Said Medjid mußte sich aber zu behaupten, nur eine jährliche Entschädigung von 40000 Maria-Theresiathalern gestand er ihm zu, die er aber später nicht mehr bezahlte. Um

ernstliche Unruhen zu verhüten, übernahmen die Engländer die Zahlung dieser Summe.

Zu diesem äußern Feinde kamen innere. Said Bargasch war ein unruhiger Kopf. Er hatte sich eine Partei geschaffen, die stets gegen den regierenden Sultan wühlte. 1869 machte er einen Versuch, sich mit Gewalt der Herrschaft zu bemächtigen. Aber mit englischer Hilfe wurde der Aufstand niedergeschlagen, und Said Bargasch gefangen gesetzt. Dennoch haben die Briten trotz der Hilfe, die sie damals freiwillig dem Sultan brachten, seine Regierungsforgen nicht zu mildern gesucht. Im Gegenteil, sie haben ihm selbst öfter ernstliche Angelegenheiten bereitet, so 1861. Die englischen Kriegsschiffe, die in den sansibaritischen Gewässern kreuzten, um Sklavenschiffe abzufangen, ließen sich wiederholt die ärgsten Übergriffe zu schulden kommen. Die Preisgelder für gekaperte Sklavendhaus waren so groß, daß die Kommandanten der Schiffe oft der Lockung nicht widerstanden, auch friedliche Rauffahrer anzuhalten und sich ihrer Habe zu bemächtigen. Said Medjid wußte derartige Vorkommnisse geschickt zu benutzen. Die Engländer mußten das Unrechtmäßige ihres Vorgehens, das den Deckmantel der Humanität trug, anerkennen und mildere Saiten aufziehen. Damals haben sie eingesehen, wie gefährlich es ist, den arabischen Fanatismus zu reizen. Durch die Kaperei wurde der Handel der ostafrikanischen Küste sehr gestört, was die friedlichen Handelsleute erbitterte. Durch ihre Maßnahmen gegen die Sklaverei erregten die Briten den Haß der ganzen arabischen Welt, denn nach den Gesetzen des Korans ist der Sklavenhandel ein durchaus legitimes Gewerbe. In jenem Jahre kam es zu ernstlichen Unruhen, die auf Seiten der Engländer drei Opfer forderten und sehr gefährlich hätten werden können, wenn England nicht im entscheidenden Augenblick mildere Instruktionen für seine Kaperkreuzer gegeben hätte.

Said Medjid hat damals wohl eingesehen, wie wenig günstig die Lage seiner Residenz war: nur wenige hundert Meter vor seinem Palast sah er die Kanonen der fremden Kriegsschiffe, die mit Leichtigkeit in wenigen Stunden seine Residenz in einen Trümmerhaufen schießen konnten. So wurde die Insel für ihn zum Gefängnis, und der Gedanke lag sehr nahe, die Residenz nach dem Festlande zu verlegen. Daher ließ der Sultan in Dar es Salam prachtvolle Bauten errichten, die der Herrschersth seines festländischen Reiches werden sollten. Said Medjid hat nach außen hin keine großen Erfolge gehabt, aber er war entschieden ein diplomatischer Kopf. Er hat sich durch die Gefahren, die seiner Herrschaft von den verschiedensten Seiten drohten, hindurchzuwinden gewußt. Unter seiner Regierung begann der Karawanenhandel größere Ausdehnung zu nehmen, der arabische Einfluß erstreckte sich bis zu den Seen, die Sultansflagge wehte auf mancher arabischen Kolonie im Innern des äquatorialen Ostafrika. Die europäischen Forschungsreisenden, die mit den sechziger Jahren das Gebiet von Sansibar mit Vorliebe aufsuchten, trugen viel dazu bei, das Binnenland

mit der Küste in engere Beziehungen zu bringen und von Sansibar abhängig zu machen. Dazu kam, daß sich gerade unter der Regierung Said Medjids ein sozialer Umschwung in der arabischen Welt vollzog, der den Trotz der arabischen Großen brach und sie gefügiger machte, die Souveränität des Sultans, den sie gern als primus inter pares behandelten, anzuerkennen.

Die Araber sind von Haus aus Ackerbauer. Als daher 1820 die Melkenkultur von Mauritius aus im Gebiet von Sansibar eingeführt wurde, bemächtigten sie sich mit Eifer dieses neuen Zweiges der Landwirtschaft. Wohlhabenheit und Luxus zogen ein und machten die Araber so übermütig, daß sie glaubten, selbst Souveräne zu sein. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Die Melke sank infolge von Überproduktion im Preise, durch die Verbote des Sklavenhandels wurden die Arbeiter teuer. So gerieten die Araber in die Hände der Kapitalisten, der Snder, die sich seit der Mitte dieses Jahrhunderts in großer Zahl in Sansibar niedergelassen hatten und sehr bald mit Hilfe ihres Geldes ein uneingeschränktes Handelsmonopol erlangten. Sie nötigten die verschuldeten Araber, sich dem Elfenbeinhandel zu widmen, dessen Gewinn aber stets in ihre Taschen floß. Infolge dieser sozialen Notlage gerieten die arabischen Geschlechter auch politisch in Abhängigkeit. Denn der Snder geht nie ins Innere, der Araber muß also stets, um abzurechnen, nach Sansibar zurückkehren. So hatte der Sultan Gelegenheit, die sonst so stolzen arabischen Geschlechter stets am Lenkfeil zu halten und sie als Pioniere seines eignen Ansehens im Innern Afrikas zu verwenden. Denn die Angehörigen der arabischen Karawanenführer blieben in Sansibar und waren so in der Hand des Herrschers. Diese Verhältnisse auszubeuten und ihre Folgen zu genießen war allerdings Said Medjid noch nicht in der Lage. Im Gegenteil, er hatte noch kurz vor seinem Tode einen harten Strauß mit den arabischen Großen auszufechten, an deren Spitze sein Bruder, Said Bargasch stand. Mit englischer Hilfe hat er damals, 1869, den Aufruhr niedergeworfen.

Als kleine Episode aus der Regierungszeit Said Medjids sei hier noch auf eine romantische Entführungsgeschichte hingewiesen, die 1866 viel von sich reden machte. Eine Schwester des Sultans, Salme, entfloß auf einem englischen Kriegsschiff mit einem Deutschen namens Ruete, den sie liebte, nach Aden und ließ sich hier mit ihrem Entführer trauen, nachdem sie Christin geworden war. Drei Jahre lebte die Prinzessin mit ihrem Gemahl, der hambur- gischer Generalkonsul war, in Hamburg. Da starb dieser und hinterließ seine Gattin in nicht sehr glänzenden Verhältnissen. Sie wurde in Bildung und Erscheinung ganz Europäerin und ist auch als Schriftstellerin in die Öffentlichkeit getreten. Ein Sohn ist jetzt Artillerieoffizier in Torgau. Ihre Erbschaft hat Frau Ruete nicht herausbekommen können, obwohl sie 1885 bei der deutschen Flottendemonstration ihre Rechte persönlich geltend machte.

Said Medjid hat die Vollendung seiner Palastbauten in Dar es Salam

nicht mehr erlebt. Als er 1870 starb, ließ man nach arabischer Sitte seine Bauten verfallen. Aber den Gedanken der Saids, ein festländisches Reich zu begründen, nahm sein Bruder und Nachfolger, Said Bargasch, wieder auf, und alle Anzeichen sprachen dafür, daß dieser Plan die günstigsten Aussichten hatte, verwirklicht zu werden. Der Handel Sansibars blühte empor, durch Eröffnung des Suezkanals war eine unmittelbare Verbindung mit Europa geschaffen, sodaß sich Sansibar von der Vermittlung Bombays freimachen konnte, die Bedeutung des Hinterlandes wuchs von Jahr zu Jahr, die Souveränität des Herrschers gegenüber den Großen war im Erstarren, eine kleine Flotte und ein stehendes Heer unter dem Engländer Matthews konnten im Notfalle mit bewaffneter Hand den Befehlen des Sultans Nachdruck verschaffen. Kurz, es hatte den Anschein, als ob das ausgedehnte huntscheckige Sultanat emporstrebte und festgefügte Form gewinne, aber die offene Lage der Residenz, die jedem von der See herkommenden Feinde preisgegeben ist, war die Achillesverse dieses Körpers, der eben anfang zu erstarken.

Said Bargasch war ein Feind der Europäer, besonders der Engländer, die ihm bei dem 1869 versuchten Staatsstreich mit bewaffneter Hand entgegengetreten waren und fortwährend Angelegenheiten bereiteten. Auf dem Wege der Diplomatie erreichten sie bei ihm nichts, erst die Kanonen der Kriegsschiffe, die stets vor seinem Palaste vor Anker lagen, haben ihn zur Nachgiebigkeit gezwungen. So war es auch, als die englische Gesandtschaft unter Sir Bartle Frere 1873 die völlige Aufhebung des Sklavenhandels und des Sklavenmarktes in Sansibar durchsetzte. Der Ruin der arabischen Plantagenwirtschaft war damit besiegelt, aber die Folge war, daß das Ansehen des Sultans unter seinen Unterthanen wuchs. Für seine erschütterte Souveränität den Fremden gegenüber gewann er um so größere Selbständigkeit auf dem Festlande. Sein Machtbereich dehnte sich schon in den siebziger Jahren bis über die Seen hinaus aus. Seine Gouverneure (Walis) saßen an allen bedeutendern Plätzen und gehorchten blindlings seinen Befehlen, seine Großen fühlten in ihm einen zähen Vertreter ihrer Rechte. Zwar gab er mit größter Liebenswürdigkeit den europäischen Forschungsreisenden offene Empfehlungsbriefe an seine Gouverneure mit, aber im geheimen gab er diesen wohl andre Instruktionen, denn sie haben meist alles gethan, den Expeditionen Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Von seinem Standpunkte aus hatte ja auch der Sultan alle Ursache, den Europäern den Aufenthalt in seinem Lande zu verleiden. Denn die Fremden mischten sich ohne rechtlichen Grund in die Angelegenheiten seines Staates, wollten seinem Volke ihre Kulturansichten aufdrängen, ohne Rücksicht auf die seit Jahrhunderten bestehenden, durch den mohammedanischen Glauben geheiligten Verhältnisse, und waren im Begriff, neben dem wirtschaftlichen Ruin auch noch die politische Unmündigkeit der Araber durchzusetzen. Des Sultans Kräfte waren zu schwach, als daß er mit der Waffe den Kampf um sein gutes

Recht hätte beginnen können. Aber er hat sich mit den heimlichen Waffen der List mit zäher Energie gewehrt. Auf dem Festlande galten die Kanonen der Kriegsschiffe nichts, dort waren die Europäer in seiner Hand, sie haben dort auch lange Zeit nichts erreicht. In raschem Siegeslaufe, in kaum dreißig Jahren hat das Arabertum den schwarzen Kontinent erobert; des Sultans Flagge wehte überall in arabischen Niederlassungen, selbst am Kongo. Der arabische Handel litt keine Konkurrenz. Zwar versuchten europäische Handelshäuser — so 1880 der Franzose Sergère, später die Hamburger Elfenbeinfirma G. A. Meyer — selbständig Handel zu treiben mit Umgehung der Araber und Snder, sie haben aber unter dem Drucke des Arabertums sehr bald ihre Versuche aufgeben müssen. In den achtziger Jahren erreichte das Arabertum den Höhepunkt seiner Macht. Es gab in der That in Äquatorialostafrika ein großes arabisches Reich, dessen Haupt der Sultan von Sansibar war. Diesem festländischen Reiche fehlte nur noch die festländische Residenz, um fest gegründet zu sein. Das aber ist der große politische Fehler, den die Saids, besonders Said Bargasch, gemacht haben, daß sie ihrem Bau diesen Schlußstein einzusetzen geögert haben — 1884 war es zu spät, ein unerwartetes Ereignis machte in diesem Jahre das Streben der Dynastie zu Schanden.

Die deutsche Kolonialgesellschaft sicherte sich 1884 durch Verträge den Besitz über Ujagara, Ukami und Nguru. Der 27. Februar, der Tag, an dem der deutsche Kaiser durch seinen Schutzbrief die Oberhoheit über jene Gebiete übernahm, ist der dies ater der Dynastie Said. An diesem Tage versanken die Pläne dieses Hauses in ein Nichts, es war der Anfang vom Ende. Der Sultan protestirte energisch, aber die deutsche Flottendemonstration brachte ihn zum Schweigen. Eine natürliche Stütze hatte er plötzlich in den Engländern gefunden, die von den deutschen Kolonialbestrebungen ebenso unangenehm überrascht waren wie der Sultan. Als aber die deutsche Regierung ruhig ihr Ziel verfolgte, machte der Briten mit ihr gemeinsame Sache, und es erfolgte nun Schlag auf Schlag gegen die Selbständigkeit des Sultans. Das Arabertum wehrte sich verzweifelt gegen die fremden Bedrücker, aber es unterlag. Die energische Unterdrückung des arabischen Aufstands durch Wiszmann hatte seine Kraft lahmgelagt, wohl oder übel mußte es die Vereinbarungen der Mächte dulden.

Said Bargasch starb 1888, mit ihm schied der letzte thatkräftige Fürst aus dem Hause der Saids. Seine Nachfolger waren jüngere Brüder und entnernte Söhne eines altersschwachen Vaters. Sie wurden zu Marionetten und sahen es ruhig mit an, wie ihre Souveränität auf fremde Mächte überging. Said Kalif und Said Ali „regierten“, der eine von 1888 bis 1890, der andre von 1890 bis 1893. Zum Nachfolger Said Alis setzten entgegen den arabischen Staatsgrundsätzen, nach denen der jetzige Prätendent Said Khalid Bargasch, der Nefte Alis und der Sohn Said Bargaschs erbfolgeberechtigt war, die Engländer eine willfährige Puppe, den verstorbenen Said

Hamed auf den Thron. Die Geschichte des Sultanats der letzten Jahre von Sansibar ist bekannt. Nach dem Araberaufstande schloß Deutschland mit England den Vertrag vom 1. Juli 1890 ab. Deutschland, oder vielmehr die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, kaufte dem Sultan für vier Millionen seine Hoheitsrechte auf das Gebiet des jetzigen Deutsch-Ostafrika ab, überließ seine nördlichen Besitzungen in Witu an England und verzichtete zugleich auf die Erhaltung der Selbständigkeit des Sultans England gegenüber. (Diese Selbständigkeit war 1862 von England und Frankreich und noch im November 1888 von Deutschland anerkannt worden.) Deutschland erhielt dafür Helgoland. So wurde England der thatsächliche Besitzer von Sansibar. Die Stadt wurde, um ihre Stellung als Zentrale des Handels zu erhalten, 1892 zum Freihafen erklärt. Im Namen des Sultans leitet ein englischer Generalkonjul alle Staatsgeschäfte, befehligt die Truppen und die Polizei. Der Sultan selbst muß vor seiner Proklamirung England den Lehnseid leisten, er erhält dafür eine Zivilliste von drei Lak Rupien, etwa 460 bis 465 000 Mark jährlich, und eine Leibwache von drei Kompagnien, die ihm alltäglich das Vergnügen der Wachparade macht. Sein Premierminister ist der Engländer Matthews, der mit der Geschichte von Sansibar der letzten Jahre aufs engste verquickt ist. Sic transit gloria mundi!

England kann mit den jetzigen Verhältnissen ganz zufrieden sein, es liegt auch keine Notwendigkeit vor, sie zu ändern, die englische Flagge auf dem Sultanspalast zu hissen und die Reste des ehemaligen Sultanats Sansibar zur Kronkolonie zu machen. Die jetzige Form der Regierung ist zwar bei den Adelsgeschlechtern unbeliebt, da diese keinen politischen Einfluß mehr haben, aber der großen Masse des Volkes genügt es, daß ein mohammedanischer Sultan herrscht. Wenn jedoch England einen Wechsel herbeizuführen versuchen sollte, was sehr unwahrscheinlich ist, so hätte es nicht nur auf Schwierigkeiten mit den Mächten zu rechnen, die einen derartigen Machtzuwuchs des britischen Reiches nicht ohne weiteres dulden würden, sondern es würde wohl auch den unter der Asche glimmenden Funken zu mächtiger Lohe ansachen. Es wäre auch für England nicht ungefährlich, wenn sich der arabische Fanatismus regen sollte; die Vorgänge von 1861 waren eine heilsame Lehre! Der Verkehr, den Sansibar mit dem arabischen Mutterlande unterhält, ist sehr rege. 30 bis 40 000 Araber von Oman pflegen alljährlich zur Zeit der Monsune nach Sansibar zu kommen, und diese Leute sind von kriegerischer, beuteluftiger Natur. Es sind dieselben, denen durch Verbot des Sklavenhandels eine Erwerbsquelle entzogen ist, sie könnten sich dessen erinnern, und wenn sich ein Mahdi fände, könnte England ein neues Chartum erleben. Augenscheinlich ist England bedacht, sich ein neues Kolonialreich im nordöstlichen Afrika zu begründen, darauf deuten manche Anzeichen hin. Während es in Armenien Lärm macht, um die Aufmerksamkeit von seinen wahren Plänen abzulenken, setzt es sich immer mehr in Ägypten fest und findet immer neuen Anlaß, dieses Land zu „schützen,“ für Uganda, das Quellland des Nils, verwendet es ungeheure Summen, von Mombas

aus baut es eine Eisenbahn dahin durch ein Terrain, das ungeheure Schwierigkeiten bietet. England hat also einen neuen Boden für seine nordostafrikanischen Pläne: die Festlandsküste des Sultanats Sansibar und vor allem Sansibar selbst. Ebenso wenig, wie es jetzt daran denken kann, auch nur ein wenig in der Umklammerung des Sultanats nachzulassen, ebenso sehr wird es sich hüten, durch eine voreilige Annexion Unruhen hervorzurufen, die auf Jahre hinaus seine Operationen lahm legen könnten.

Auch Deutschland hat keinen Anlaß, eine Änderung der politischen Zustände dort zu wünschen. Der Araber hat sich an die deutsche Flagge gewöhnt, er fühlt sich wohl unter ihr: das beweist vor allem, nach Wismanns Mitteilungen, das jetzt vorherrschende Streben der Araber, von Sansibar nach dem deutschen Gebiet überzusiedeln, soweit es ihre Besitzverhältnisse zulassen. Ist auch nur ein kleiner Teil des ehemaligen Sultanats Sansibar in deutschem Besitz, so ist es doch der wertvollste Teil und ein gesicherter Besitz. Wir Deutschen haben nur noch ein rein menschliches Interesse an den Schicksalen der Sultane aus dem Hause Abu Saids. Daher haben auch die Vorgänge in Sansibar in den letzten Augusttagen in Deutschland allgemeine Entrüstung über das rücksichtslose Vorgehen der Engländer hervorgerufen. Said Khalid ist ein unternehmungslustiger Mann, der unter Europäern wie Stammesgenossen die größten Sympathien genoß. Er schien daher den Briten zu gefährlich. Obwohl er nach arabischen Staatsgrundsätzen erbfolgeberechtigt war, wurde ein willfähiges Werkzeug, Said ben Hamond, von den Engländern auf den Thron von Sansibar gehoben. Said Khalids Haus aber wurde von den englischen Kriegsschiffen in Grund und Boden geschossen und dabei einige hundert wehrlose Menschen getötet, eine Kraftleistung, die dem „humanen“ England alle Ehre macht. Unser Mitgefühl hat wenigstens die Genugthuung gehabt, daß der Vertreter des deutschen Reiches für die persönliche Sicherheit Said Khalids gesorgt und ihn dem Hasse der Engländer entzogen hat.



Zur Frauenfrage

Von Julius Schiller (in Nürnberg)



Es hängt mit deutscher Art zusammen, daß wir uns nur langsam für etwas neues begeistern. Der Deutsche hat eine kritische und konservative Natur. Den einmal gewonnenen, jahrhundertlang festgehaltenen Standpunkt aufzugeben, dazu pflegt er sich nicht so leicht zu entschließen. Thut er es dennoch, so geschieht es erst nach reiflicher Überlegung. Das kann einen Vorzug vor andern Nationen